

*Des 2022. Jahres zweites Heft*

# GLAUBEN UND WIRKEN



**Bund Deutscher Unitarier**  
Relionsgemeinschaft europäischen Geistes

# INHALT

---

- 03** **RALF KAISER**  
Geleitwort
- 06** **WILHELM HAUER**  
Das Missionsseminar (3)
- 18** **STEFAN KAUS**  
Serapion und die Duplizität
- 54** **HERMANN CLAUDIUS**  
Im Juni nachmittags

Patenschaft dieses Hefes: RALF PLATZDASCH • DIETZENBACH



## Zum Geleit

---

**L**iebe Freunde, liebe Unitarier, in dem Kapitel *Religiosität im vorchristlichen Mittel- und Nordeuropa* ihres Buches *Europas andere Religion* schreibt Sigrid Hunke:

Und hier, im Norden des 10. Jahrhunderts, in der Gruppe der Skalden um die norwegischen Lade-Jarle, ist jene geistig schöpferische Gemeinschaft zu finden, in der eine vertiefte und vergeistigte Religiosität wächst und sich ganz eigenen, auf Altem weiterbauenden Ausdruck schafft. Während im Süden die Menschen lernen, sich als ›Geschöpfe‹ Gottes und als Sünder zu verstehen, verknüpft hier eine unübersehbar reiche Terminologie Göttliches und Menschliches einander immer neu als ›Gotteskinder‹, als Vater und Söhne aus einer Sippe, aus ›Gottes Sippe‹ [...]. Ja, während hier die Menschen – über ihre Bindung an Sippe und Stamm hinauswachsend – in ihrer Gesamtheit als ›Menschheit‹ Wort und Begriff werden, entstehen – indes im Süden die Religion des einen Gottes heraufkommt – hier, mit einer Fülle von Ausdrücken und Wortvariationen, Vorstellung und Begriff der ›Gottheit‹ als eines unpersönlichen Ingesamt des Göttlichen und göttlichen Wirkens.

Einer dieser Reformatoren unseres religiösen Kontinuums, den sogenannten Lade-Jarlen, das heißt den Herren der Stadt Lade, die heute zu Trondheim gehört, war der berühmte Jarl Hákon. Diese prägende Gestalt erscheint nun in einer Serie

## RALF KAISER

---

des Bezahlfernsehens, Vikings: Valhalla. Darin werden die sozialen Verhältnisse verfälscht und dem heutigen Zeitgeist angepaßt. Die von Sigrid Hunke erwähnte Erweiterung des Horizonts blieb im Bezugssystem eigenen Erbes und ist nicht mit dem Multikulturalismus internationaler Metropolen gleichzusetzen.

Um die von den ›Buntheits‹-Aposteln flächendeckend gewollten Verhältnisse als Normalfall im alten Norden auszugeben, macht die Serie aus Hákon – eine schwarze Frau! Mit diesen beiden Eigenschaften werden gleich zwei Personengruppen abgedeckt, die jenen Aposteln als Opfer weißer Männer gelten. Daß der historische Hákon ein weißer Mann war, wen schert´s? In den herumeiernden Stellungnahmen der Darstellerin Caroline Henderson und des Produzenten Jeb Stuart heißt es dann, die schwarze Hákon sei zwar eine erfundene Figur, aber von historischen Personen inspiriert, (die natürlich nicht namentlich genannt werden können).

## *Zum Geleit*

---

Auf ihren Fahrten hätten sich die Wikinger mit vielen Völkern vermischt, es habe auch ›Subsahara-Wikinger‹ und vielleicht schwarze, asiatische oder indianische Jarle gegeben.

Die Fernsehmacher hätten für eine solche Figur einen Namen erfinden können, aber sie wollten den bekannten Jarl Hákon haben. Ansonsten hätten sie der Frau nicht den männlichen Namen gegeben, sondern sie etwa Hákonsdóttir (›Hákons-Tochter‹) genannt, nach einem damaligen Prinzip der Namensbildung, das ihnen bei anderen weiblichen Charakteren der Serie ja auch geläufig ist.

Mittels einer Unwahrheit wollen sie eine herbeigesehnte Wahrheit verbreiten, und es ist wieder mal an uns, im Angesicht all der Verwirrungen gelassen zu bleiben. Dazu wünsche ich uns allen viel Kraft. ▪

## WILHELM HAUER

---

**I**n die Zeit bald nach meinem Militärdienst fällt ein erschütterndes inneres Ereignis, die Begegnung mit Nietzsche. Wer war Nietzsche für mich? In mein Dorf war nur die dunkle Kunde von einem argen Gottesleugner gedrungen, der von der richtenden Hand Gottes mit Wahnsinn bestraft worden war. Irgendein Wort von ihm kannte ich nicht. Als ich dann im Basler Missionshaus einzog, starb eben Nietzsche. Einer der damals in Basel tätigen ›liberalen‹ Pfarrer hielt eine Gedächtnisrede auf ihn im Bernoullianum. Zwar war es verpönt, daß Missionszöglinge liberale Pfarrer hörten und vollends eine Rede auf Nietzsche. Aber mein Freund und ich wagten es. Die Rede war untief, geistreich, sentimental anerkennend und endete mit einer Apologie auf das liberale Christentum. Aber dazwischenhinein wurden Sätze von Nietzsche angeführt und diese wollten sich an mein Herz drängen. Sie klangen anders, sie regten etwas in mir auf, doch war ich damals noch nicht reif für Nietzsche.

# *Skizzen aus meinem Leben*

Das Missionsseminar (3)

---

Als ich im Herbst 1903 vom Militär zurückkam, mußte ich zum Zahnarzt. Im Wartezimmer lagen allerlei Bücher, darunter auch ein graugrüner Band mit der Aufschrift ›Auswahl aus Nietzsches Werken‹. Er hatte den üblichen Geruch eines zahnärztlichen Wartezimmers. Zögernd griff ich nach ihm und las. Kennt jemand das Gefühl, das man im Traum hat, wenn man in einer gewaltigen Landschaft Gestalten begegnet, die man auf den ersten Blick für Ungeheuer hält und einem das Bangen, die Angst kommen will? Wenn man aber Schritt für Schritt entdeckt, daß es nicht Ungeheuer sind, die da heranschreiten und durch die Schatten wandeln, sondern schau- rigfreundliche Genossen, Innenverwandte, das eigene Selbst in mythenhafter, überlebensgroßer Gestalt? So war meine erste Begegnung mit Nietzsche. Und nun ließ er mich nicht mehr los. Nietzsche wurde mir von den Großen, die auf mich gewirkt haben, zum entscheidenden Schicksal. Durch diese mehr als drei Jahrzehnte ist er mit mir gegangen, ohne daß ich je einfach

seine Gedanken angenommen hätte. Dies konnte ich auch bei den Größten nicht. Sie griffen immer nur schöpferisch ein in meine eigene innere Lebensbewegung. Es ist mir zum Anstoß geworden zu immer erneuten Durchbrüchen, bis ich an den Punkt gelangte, wo ich zum Durchbruch auch durch ihn selbst kam. Denn er war, wie er selbst wußte, Übergang und Untergang. Aber es gibt keinen Weg zur Gestaltung des Lebens und Glaubens für den neuen deutschen Menschen als durch diesen Übergang und Untergang hindurch. In tiefer Dankbarkeit beugen wir uns vor diesem großen Kündler eines Neuen, das aus unserem Selbst geboren werden soll. Mich ergriff zunächst die herrliche Sprache, die Wucht der Gedanken, dann die Kühnheit, ein ›aus sich rollendes Rad‹ sein zu wollen. Die von herber Lust durchdrungene Lebensbejahung, die Freude am Urtümlichen, am Naturhaften. Der Mut, zu allem Nein zu sagen, um zu einem unerschütterlichen Ja zu kommen gegen alle ›Konventionen‹. Denn ich stand ja seit Jahren in einem Kampfe

# *Skizzen aus meinem Leben*

Das Missionsseminar (3)

---

gegen eine religiöse ›Konvention‹, so wie es sich mir immer mehr aufdrängte, und ich lebte in einer Umgebung, in der an Überlieferungen zu rütteln von vornherein Sünde war. Nietzsche half mir, diese Hemmungen zu überwinden. Er bereitete mich vor, alle Fesseln zu sprengen. Wie Sokrates mir den Mut zum Durchbruch gegeben hatte, unbedingt zu meiner Überzeugung zu stehen, so Nietzsche, ganz selbst zu sein, Ja zu sagen zu dem, was ist, gegenüber allen Versuchen, mich in ein Schema zu zwingen, das Gott geliefert haben sollte. Dies war meine dritte Befreiung, aber sie konnte sich erst nach Jahrzehnten vollenden.

Daß ich auf diesem Wege immer mehr in Gegensatz zu meiner Umgebung und meinem einstigen Ziel, Missionar zu werden, geriet, ist klar. Die Spannung steigerte sich oft bis zur Un-erträglichkeit, obwohl ich das Meiste für mich behielt, abgesehen davon, daß mein Lehrer und der Direktor der Mission von meinen Kämpfen

wußten, denn ich blieb auch jetzt noch offen. Ich erwog den Austritt und wollte draußen im Vaterlande auf einer Universität studieren und sehen, wie in dieser Freiheit meine Entwicklung sich weiter gestaltete. Aber es kam nicht dazu.

Einmal hatte es geldliche und andere äußere Schwierigkeiten. Aber der eigentliche Grund lag tiefer. Mein Zustand war ein eigentümlicher: Ich ging im Grunde diesen Weg der inneren Befreiung mit einer tiefen Lust und einer stillen Sicherheit. Und doch war ich noch nicht fertig mit dem Christentum, vornehmlich nicht mit Jesus. Die Zeit zum letzten großen Durchbruch, zur völligen Lösung vom Christentum war noch lange nicht gekommen.

Zunächst ging meine Entwicklung weiter in der Richtung des Anstoßes von Nietzsche her. Ich war darum die beiden letzten Jahre im Missionsseminar immer einsamer geworden. Da trat ein neuer Freund in mein Leben. Er war in einer der Klassen unter der meinigen, jünger



## *Skizzen aus meinem Leben*

Das Missionsseminar (3)

---

als ich, ein Jüngling mit strahlenden Augen, ein Dichter. Selbst für Nietzsche hatte er Verständnis. Seine tief empfundenen lyrischen Gedichte und dramatischen Versuche sprachen zu mir. Wir wanderten zusammen, dichteten, lasen den Faust. Es war eine hohe Zeit. Noch heute denke ich in dankbarer Freude an ihn, und die Freundschaft ist in mir nie zerbrochen, obwohl er sich heute grämt und bangt um mein Seelenheil. Dieser Freund war ein ein kindlich gläubiger Jesus-Jünger. Er stand in innigem Umgang mit ›seinem Heiland‹. Seine Frömmigkeit hatte dabei eine gewisse Erdnähe und war weltfroh. Dabei hatte er einen innigen Humor. Durch seine Freundschaft begann in mir ein neues Ringen um Jesus und nicht mehr nur um den Menschen Jesus, sondern den ›Herrn der Gemeinde‹, den ›gekreuzigten, auferstandenen und lebendigen Heiland‹. So redete man im Missionshaus von Jesus. Ich rang mit aller Macht. Viele Stunden brachte ich draußen im Walde zu. Ich wollte den Himmel stürmen. Hatte Jesus nicht selbst

gesagt: ›Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalt tun, reißen es an sich.‹ Wenn Jesus lebte und ich offen war, mußte er sich mir doch kund tun. Was sollte alles Reden von ihm, dem ewigen Herrn, wenn ich ihn nicht erfahren konnte? Was nützte mir des Paulus Zeugnis und das Zeugnis vieler anderer? Warum sollte mir verschlossen sein, was jenen geschenkt war? Wenn ich Anlage hätte zu ekstatischen Erlebnissen, hätte ich sicher in jener Zeit eine Jesus-Erscheinung gehabt.

Eine Nacht ist mir tief im Gedächtnis eingegraben: Ich kehrte erst früh morgens um drei Uhr vom Walde heim, etwas ganz Unerhörtes für Missionshausbegriffe. Aber der feinfühligste Direktor Öhler, vor dem ich mich zu verantworten hatte, vertraute mir auf ein einziges Wort.

Ich war wieder draußen gewesen in gewaltigem Ringen um die unmittelbare Erfahrung Jesu. Als ich endlich heimkehrte, lagen die Straßen und Gassen Basels in bleichem Mondlicht. Alles war still, nur meine Schritte hallten auf den alten

## *Skizzen aus meinem Leben*

Das Missionsseminar (3)

---

Pflastersteinen und echoten von den Wänden der Häuser wie ein Gelächter. Ich wurde ganz nüchtern. Einen Augenblick trug mich diese Nüchternheit wie ein granitener Fels. Der Himmel war stumm geblieben, mein Herz leer. Auf gar nichts mehr stehend als auf der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit meines eigenen Seins und der mich umgebenden Welt erfüllte mich eine bittere Gelassenheit, eine herbe Freiheit. Aber dies war wie das Vorbeihuschen einer kommenden Welt. Ich war noch nicht reif für diese Art von Frömmigkeit. Der Tag und die gewohnte Umgebung brachten die alten Kämpfe.

In dieser Zeit erkrankte meine Mutter schwer. Ich hing mit großer Liebe und Verehrung an ihr. Sie schien dem Tode nah. Da betete ich an ihrem Bett – zu Jesus. Seit wie lange hatte ich das nicht mehr getan! Sie wurde auch rasch gesund, wie es schien. Dies erschütterte mich. Nun hatte der ›Auferstandene‹ sich doch offenbart.

Mein Freund weinte fast vor Freude. Sein höch-

ster Wunsch hatte sich erfüllt. Ich war doch noch auf den rechten Weg gekommen. Die Genesung meiner Mutter stellte sich bald als Täuschung heraus, doch beunruhigte mich das nicht mehr. Diese Tatsache zeigt, daß meine Rückkehr zum ›Glauben an den lebendigen Jesus‹ nicht verursacht war durch jenes Gebetserlebnis. Es hatte nur den Anstoß gegeben und mich hineingedrängt in eine Glaubenswelt, die ich mit aller Gewalt mir zu eigen machen wollte. Auch mein Direktor, der bald von dieser Wandlung erfuhr, war voller Freude. Nun konnte aus mir ein tüchtiges Werkzeug werden für den Dienst an den Heiden. Zwar fehlte mir noch der Glaube an den ›Gekreuzigten‹, an das Blut Jesu. Diesen konnte ich mir trotz allem nicht aneignen, dazu war der Widerstand in mir zu mächtig. Heute ist mir dies alles klar. Der Glaube an die lebendig wirkende Macht Jesu war die Deutung von Erlebnissen, die mich nicht unwahr werden ließ. Das Bekenntnis, daß ich durch den Glauben an den Gekreuzigten Frieden meiner Seele bekom-

## *Skizzen aus meinem Leben*

Das Missionsseminar (3)

---

men hätte, wäre eine Lüge gewesen. Denn bei ehrlicher Innenschau konnte ich deutlich erkennen, daß mein Seelenfrieden auf etwas anderem ruhte als auf dem Glauben an das Blut Jesu. Woher aber die neue Schwungkraft kam, die mein Leben erfüllte, das war nur zu deuten, nicht zu erkennen. Und meine Deutung war unter dem Einfluß der Welt, in der ich und mein Freund lebten, eben die: hier war Jesus am Werk.

Bald kam die Zeit heran, wo es sich entscheiden mußte, ob ich auf das Missionsfeld geschickt werden konnte oder nicht. Für die Strengen, die auch gegen meine Aussendung sich energisch sträubten, genügte mein Glaube nicht. In der Tat war ich ja auch nur an einem Punkte zum Christentum zurückgekehrt, nämlich zu dem Glauben, daß Jesus eine lebendige Macht sei. In wichtigen Stücken war ich Ketzer wie zuvor. Ich legte meinem Direktor alles offen dar. In der feinen und gütigen Seele dieses Mannes lebte aber die Hoffnung, daß ich draußen in der Arbeit

vollends zum vollen Glauben kommen würde. So wurde ich trotz der Bedenken nach Indien geschickt.

Damit ging ein Herzenswunsch in Erfüllung, denn zu Indien hatte ich seit Jahren eine tiefe Liebe gefaßt. Ich wurde zunächst im höheren Schuldienst verwendet, da ich zur Heidenpredigt noch nicht taugte. Aber meine innere Entwicklung ging einen anderen Weg als den von meinen Vorgesetzten erhofften. Indien und vornehmlich sein indo-arisches Weistum halfen mir, wie einst die Begegnung mit Sokrates und Nietzsche, mich zurückzuführen zum Eigenen. Der geheime Ring Indogermaniens umschloß mich. ▪

*Zu deine Pflicht!  
Nach dem Erfolg des Handelns frage nicht.*

BHAGAVADGITA

*Rat und Tat wiegen gleich schwer*  
aus dem ›Buechle der verschroten werck‹ (Paris 1542)

---



Vonn feinden etwo gfangen ward  
Ein trometer, vnd g stelt fur gricht,  
Der sich entschuldigt solcher art:  
Ich trag kain wæhr die schneidt noch  
sticht,  
Drumb hab ich ewch geschadet nicht.  
Sagt man, naysn, durch die tromet dein  
Kumbt das manch zager kecklich sicht,  
Drumb ghæert dier sonder straff vnd  
pein.

## STEFAN KAUS

---

Es ist Sonnabend, der 14. November 1818. In seiner gemütlichen Wohnung in der Berliner Taubenstraße 31 mit Blick auf den Gendarmenmarkt hat der Kammergerichtsrat Hoffmann drei Freunde um eine liebevoll gedeckte und von einer dampfenden Punschkanne gekrönten Tafel zum literarischen Stammtisch der ›Seraphinenbrüder‹ versammelt, also eines ›Bundes der Entflamnten‹ in Anlehnung an die beiden sechsflügeligen *Seraphim*, jene göttlichen Thronwächter, ›die alle jene verbrennen, die sich nicht vor der Ehre ihres Schöpfers scheuen‹ – *Johann Maier: Die Kabbalah. Einführung. Klassische Texte. Erläuterungen. München 1995, S. 132.* – Der feurige Bezug ist in Mode, so zum Beispiel als von König Friedrich I. aus dem Hause Hessen-Kassel gestifteter *Seraphinenorden* als höchster schwedischer Auszeichnung.

Den Ideologen von heute hätte die Buntheit des Quartetts durchaus gefallen. Zur Rechten Hoffmanns und gut vier Jahre jünger als dieser: Isaac



## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Elias Itzig, der sich um des besseren Fortkommens willen mit neunzehn Jahren hat taufen lassen und seither Julius Eduard Hitzig nennt. Jurist wie der Gastgeber, steht ihm der Ehrenplatz durchaus zu, denn er soll nicht nur Hoffmanns erster Biograph werden – *Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß. Hg. von dem Verfasser des Lebens-Abrisses Friedrich Ludwig Zacharias Werners. 2 Theile, Berlin 1823* – und ihm den Grabstein mitfinanzieren, er hat ihn auch mit zahlreichen Schöngeistern der Zeit bekannt gemacht und ist mit Rat und Tat immer zur Stelle gewesen.

Noch einen zweiten Juden treffen wir an: Nicht ganz so bekehrungswillig wie Hitzig, ist der Mediziner David Ferdinand Koreff erst vor zwei Jahren auf Bitten Karl August von Hardenbergs ›notgetauft‹ worden, um ihm als Leibarzt dienen zu können. Den David hat der damals Dreiunddreißigjährige zugunsten eines Johann abgelegt.

Der dritte Ordensbruder, Karl Wilhelm Salice-Contessa, ist ein Jahr jünger als der Hausherr,

Sohn eines reichen italienischen Weinhändlers und in Hirschberg am Riesengebirge geboren. Er hat sich als Verfasser schlesischer Märchen und Novellen beachtlichen Ruf erworben.

Friedrich Heinrich Karl de la Motte Fouqué ist leider verhindert. Der mit Salice-Contessa gleichaltrige Baron, literarisch ähnlich fruchtbar wie Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, erlitt im Februar einen Schlaganfall, der ihn zwar am Schreiben nicht hindern kann, immer wieder aber Beschwernis bringt.

Dafür klingelt es, für die Gäste unerwartet, und kurz darauf betritt Louis Charles Adélaïde de Chamisso de Boncourt den Raum. Mit seinen Eltern vor dem jakobinischen Mob aus Frankreich nach Preußen geflohen, nennt er sich hier nach anfänglichem Ludwig nun Adelbert von Chamisso. Naturkundliches Interesse ließ ihn die Gelegenheit zur Teilnahme an einer Weltumsegelung ergreifen. Frisch heimgekehrt, ist er sogleich vom Kammergerichtsrat für heute ein-

## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

geladen worden. Die drei anwesenden Seraphinenbrüder begrüßen ihn begeistert.

Eine Expeditionsreise, die ihre Teilnehmer rund um die Erdkugel, nach Alaska, Hawaii, Mikro- und Polynesien führt, ist auch heute kein alltägliches Unterfangen, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts allerdings ein ganz außerordentliches Abenteuer. So verlangt die Rückkehr des erfolgreichen Forschers nach einer besonderen Würdigung, und die Universalbegabung, deren zweihundertsten Todestages wir um diese Sommersonnenwende gedenken, hieße nicht Hoffmann, wenn ihre Phantasie für diesen Anlaß neben einer aufmerksamen Bewirtung nicht auch eine geistvolle Überraschung im Ärmel trüge:

Der Gastgeber fand auf dem Kalender als Tagesheiligen *Serapion*. Daß es einige dieses Namens gibt und Hoffmann statt des gemeinten mittelalterlichen Märtyrers aus dem Orden der Mercedarier an jenen spätantiken Serapion denkt, der Mitte des dritten Jahrhunderts unter Kaiser De-

cius hingerichtet worden sein soll, tut nichts zur Sache. Entscheidend ist, was er daran knüpft. Es gäbe allerdings, hätte er sich für den Mercedarier entschieden, über Umwege einen hübschen Bezug zur Musik, kam Hoffmanns Begeisterung für Mozart doch über den Besuch einer Bamberger Aufführung des *Don Giovanni* zustande.

Der Stoff, die Geschichte vom Inbegriff des verruchten Schürzenjägers, in Spanien als Volkssage bis in maurische Zeit zurückreichend, wurde ja erstmals von einem Prior der Mercedarier zu Madrid dramatisch gestaltet, dem berühmten Tirso de Molina, der über vierhundert Werke, geistliche wie weltliche, in seiner Zelle schuf.

Jener Serapion also, der als Märtyrer in Geiselhaft starb und kirchlich für den 14. November in den Heiligenkalender eingetragen wurde, jener exzentrische Schotte, der sich einem Heer Herzog Leopolds VI. von Österreich anschloß, das im Zeichen der Reconquista als Entsatz nach Spanien gesandt wurde, jener Kreuzfahrer, der durchaus

## *Serapion und die Duplizität* Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Walther von der Vogelweide kennengelernt haben könnte, war also ein Mitbruder jenes Mönches, der *el burlador de Sevilla y el convidado de piedra*, den Spötter von Sevilla und dessen steinernen Gast, unter der Mithilfe Lorenzo da Pontes und natürlich Mozarts als *Don Giovanni* auch auf die Opernbühne bringen sollte.

Der ältere Serapion hatte aber schon durch eine Bekanntschaft Hoffmanns aus dessen Bamberger Zeit den Zuschlag erhalten, einen wahnsinnigen Adligen nämlich, der unweit der Stadt als Einsiedler lebte, sich für eben diesen Serapion hielt und wähnte, er befände sich nicht in Franken, sondern in der thebaischen Wüste. Hoffmann war durch einen Stammtischgenossen, den Leiter der Irrenanstalt zu Sankt Getreu, Medizinaldirektor Adalbert Friedrich Marcus, auf den Sonderling hingewiesen worden, als er sich in Vorbereitung seines Romans *Die Elixiere des Teufels* eingehend mit der Vererbung von Geisteskrankheiten über mehrere Generationen beschäftigte.

Hoffmann versuchte, den Irren, der keineswegs töricht, sondern äußerst klug war, von seinem Wahn zu kurieren, scheiterte aber kläglich an dessen völlig ruhig vertretenem Standpunkt:

Dann und wann erscheinen mir Leute die vom Teufel angetrieben mir einbilden wollen, ich sei der Graf P★★ aus M-um mich zu verlocken zur Hoffart und allerlei bösem Wesen. Half nicht Gebet, so nahm ich sie bei den Schultern, warf sie hinaus und verschloß sorgfältig mein Gärtlein. Beinahe möchte ich mit Ihnen, mein Herr verfahren auf gleiche Weise. Doch wird es dessen nicht bedürfen. Sie sind offenbar der ohnmächtigste von allen Widersachern die mir erschienen und ich werde Sie mit Ihren eigenen Waffen schlagen, das heißt mit den Waffen der Vernunft. Es ist vom Wahnsinn die Rede, leidet einer von uns an dieser bösen Krankheit, so ist das offenbar bei Ihnen der Fall in viel höherem Grade als bei mir. Sie behaupten, es sei fixe Idee, daß ich mich für den Märtyrer Serapion halte, und ich weiß recht gut, daß viele Leute dasselbe glauben oder vielleicht nur so tun als ob sie es glaubten. Bin ich nun wirklich wahnsinnig, so kann nur ein Verrückter wännen, daß er imstande sein werde mir die fixe Idee, die der Wahnsinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich so gäb es bald keinen Wahnsinnigen mehr auf der ganzen Erde, denn der Mensch könnte gebieten über die geistige Kraft die nicht sein Eigentum sondern nur anvertrautes Gut der höheren Macht ist, die darüber waltet. Bin ich aber nicht wahnsinnig und wirklich der Märtyrer Serapion, so ist es wieder ein törichtes Unternehmen

## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

mir das ausreden und mich erst zu der fixen Idee treiben zu wollen, daß ich der Graf P\*\* aus M- und zu Großem berufen sei. – *Die Serapions-Brüder. Nach dem Text der Erstausgabe unter Hinzuziehung der Ausgaben von Carl Georg von Maassen und Georg Ellinger, mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel und Anmerkungen von Wulf Segebrecht. München 1963, S. 23f. Izitiert als Serapion!*

Für unser Thema von besonderer Bedeutung sind nun zwei Eigentümlichkeiten: Serapion berichtet seinem Besucher zunächst von Begegnungen mit berühmten Personen der Literatur- und Kirchengeschichte, auf die er seine Identitätsbedürfnisse derart projiziert, daß er sie tatsächlich innerlich schaut ...

Täglich erhalte ich Besuche von den merkwürdigsten Männern der verschiedensten Art. Gestern war Ariost bei mir, dem bald darauf Dante und Petrarch folgten, heute abends erwarte ich den wackeren Kirchenlehrer Evagrius und gedenke, so wie gestern über Poesie, heute über die neuesten Angelegenheiten der Kirche zu sprechen. – *a. a. O., S. 25f.*

Vor allem aber ist dieser Einsiedler Serapion ein begnadeter Dichter:

Serapion erzählte jetzt eine Novelle, angelegt, durchgeführt, wie sie nur der geistreichste, mit der feurigsten Fantasie begabte Dichter anlegen, durchführen kann. Alle Gestalten traten mit einer plastischen Ründung, mit einem glühenden Leben

hervor, daß man fortgerissen, bestrickt von magischer Gewalt wie im Traum daran glauben mußte, daß Serapion alles selbst wirklich von seinem Berge erschaut. – a. a. O., S. 26

Hoffmann entschlägt sich aller weiteren Heilversuche, besucht seinen Serapion des öfteren und findet ihn just an einem 14. November in seiner Hütte tot auf. Der Wahnsinnige war am Namenstag seiner Ich-Projektion gestorben.

Dein Einsiedler ... war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüt. – Armer Serapion, worin bestand dein Wahnsinn anders, als daß irgendein feindlicher Stern dir die Erkenntnis der Duplizität geraubt hatte, von der eigentlich allein unser irdisches Sein bedingt ist. Es gibt eine innere Welt, und die geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regesten Lebens zu schauen, aber es ist unser irdisches Erbteil, daß eben die Außenwelt in der wir eingeschachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt. ... Aber du, mein Einsiedler! statuiertest keine Außenwelt, du sahst den versteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft; ... – a. a. O., S. 54.

Diese auf Hoffmanns Bericht spontan aus der Runde gestellte Diagnose enthält im Grunde schon das *serapiontische Prinzip*, das die Freunde als künftig zu befolgen beschließen:



## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Es kann nicht fehlen, daß wir, einer dem anderen nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen mitteilen werden. Laßt uns nun dabei des Einsiedlers Serapion eingedenk sein! – Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Wenigstens strebe jeder recht ernstlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben [zu] tragen. ... Der Einsiedler Serapion sei unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder! – a. a. O., S. 55f.

### Der Tausendsassa

Wer meint, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann durch Jacques Offenbachs Gedudel auf Jules Barbiers Libretto, in dem drei Erzählungen des Dichters verhunzt und mit hinzu gegebenen Plattheiten zum schier ungenießbaren Brei verquirlt werden, kennengelernt zu haben, ist zwar argen Roßtäuschern auf den Leim gegangen, wird sich mit dem versoffenem Possenreißer aber kaum näher beschäftigen wollen. Das ist um so trauriger, als zumindest zwei der verwur-

steten Werke, *Rat Krespel* und *Der Sandmann*, tief-sinnige Arbeiten des Königsbergers sind. Gewiß ist die Oper musikbezogen und kaum in der Lage, einer Schauspielfvorlage gerecht zu werden – so ist Verdis *Luise Miller* nicht *Kabale und Liebe*, Gounods *Faust* natürlich nicht Goethes *Faust*, weshalb die Oper hierzulande auch unter *Margarethe* läuft –, doch sollte trotz aller nötigen Verkürzung am Dichter des jeweiligen Urwerkes kein Rufmord verübt werden.

E. T. A. Hoffmann sah sich auf künstlerischem Gebiet vor allem als Musiker. Als solcher ist er zwar kein Neuerer – nicht umsonst ersetzte er seinen dritten Vornamen Wilhelm aus Bewunderung für Mozart durch Amadeus – und doch ein außerordentliches Talent. Hans Pfitzner stellt die *Undine* Lortzings zwar über die Hoffmanns, hält letzterem aber zugute, daß der in der Anlage ja nicht vollkommen frei, sondern an das vom Schöpfer des Märchens gelieferte Libretto gebunden und noch dazu mit Fouqué befreundet

## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

gewesen sei. Für den Mozartianer in Hoffmann hält er aber ein dickes Lob bereit:

Seine Melodik wird für diejenigen, die in ihm nur den Teufelsfratzenbeschwörer sehen, eine große Überraschung sein; namentlich manche liedförmigen Stücke würden, gäbe man sie für echte Mozarts aus, gar manchen orthodoxen Bekenner der Schönheit hinters Licht führen; so das kleine Larghetto in N<sup>o</sup> 3 ›nun sollst du mir erzählen‹, am Beginn des zweiten Aktes das Andantino ›Abendlüftchen schweben‹, der Chor am Ende des zweiten Finales ›Kühlend die Schatten‹ – lauter entzückende, formvollendete Musikstückchen. – *Hans Pfitzner: E. T. A. Hoffmanns ›Undine‹. In: H. P.: Vom musikalischen Drama. Gesammelte Aufsätze. München/Leipzig 1915, S. 83.*

Begeisterung klingt allerdings aus Carl Maria von Webers Auseinandersetzung mit dem Werk:

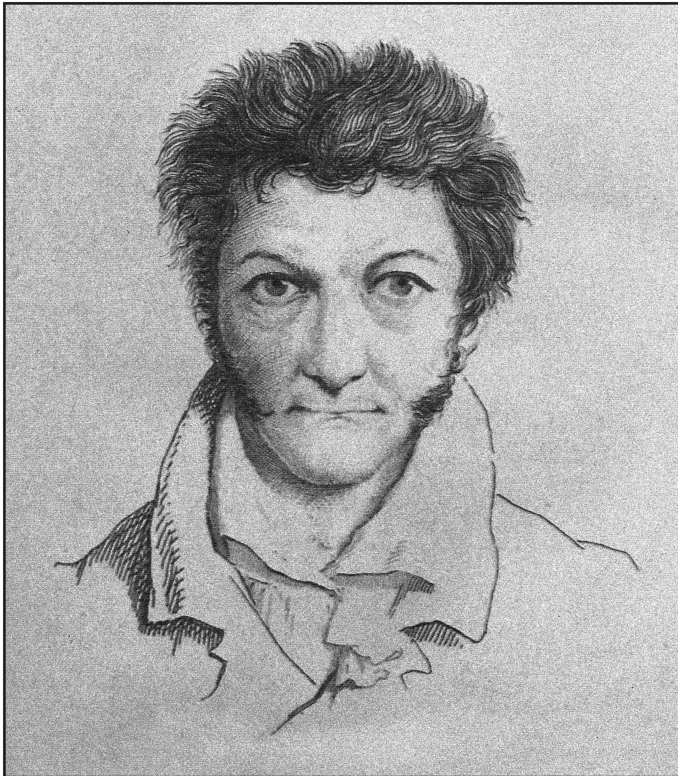
Mit einer seltenen Entsagung, deren Grösse nur derjenige ganz zu würdigen versteht, der weiss, was es heisst, die Glorie des momentanen Beyfalls zu opfern, hat Hr. Hoffmann es verschmähet, einzelne Tonstücke auf Unkosten der übrigen zu bereichern, welches so leicht ist, wenn man die Aufmerksamkeit auf sie lenkt durch breitere Ausführung und Ausspinnen, als es ihnen eigentlich als Gliedern des Kunstkörpers zukommt. Unaufhaltsam schreitet er fort, von dem sichtbaren Streben geleitet, nur immer *wahr* zu seyn, und das dramatische Leben zu erhöhen, statt es in seinem raschen Gange aufzuhalten oder zu fesseln. ... Das ganze Werk ist eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat. Es ist das schön-

ne Resultat der vollkommensten Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes, vollbracht durch tief überlegten Ideengang und Berechnung der Wirkungen alles Kunst-Materials, zum Werke der schönen Kunst gestempelt durch schöne und innig gedachte Melodien. – *Carl Maria von Weber: Ueber die Oper, Undine, nach dem Märchen gleiches Namens von Fried. Baron de la Motte-Fouqué selbst bearbeitet, mit Musik von E. T. A. Hoffmann, und zuerst auf dem königl. Theater zu Berlin erschienen. In: Allgemeine Musikalische Zeitung 1817, Sp. 201–208. Hier: Sp. 205, 206.*

Neben seiner musikalischen Begabung hatte der Gegenstand unserer Würdigung auch eine großartige als Zeichner, der Freunde, Bekannte, sich selbst – ein Beispiel sehen wir rechts – und alles, was ihm wert schien, mit dem Stift festhielt, eine Fähigkeit, die durch Witz potenziert wurde. Man würde ihn heute einen erstklassigen Cartoonisten heißen. Das meinten auch die Posener, in deren Stadt er ab 1800 Assessor war. Man bog sich vor Lachen, wie gut die Schwächen anderer mit wenigen Federstrichen ins rechte Licht gerückt wurden – bis man selbst an der Reihe war! Da war statt einer Beförderung für Hoffmann nur eine zweijährige Strafversetzung in die noch tiefere Provinz fällig.

*Serapion und die Duplizität*  
Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---



## Zwei Welten

Am Tage Johannis Chrysostomi, das heißt am vierundzwanzigsten Januar des Jahres Eintausendsiebenhundert und etliche dazu, um die Mittagsstunde, wurde einer geboren, der hatte ein Gesicht und Hände und Füße. Der Vater aß eben Erbsensuppe und goß sich vor Freuden einen ganzen Löffel voll über den Bart, worüber die Wöchnerin, unerachtet sie es nicht gesehen, dermaßen lachte, daß von der Erschütterung dem Lautenisten, der dem Säugling seinen neuesten Murki vorspielte, alle Saiten sprangen und er bei der atlasnen Nachthaube seiner Großmutter schwor, was Musik betreffe, würde der kleine Hans Hase ein elender Stümper bleiben ewiglich und immerdar. Darauf wischte sich aber der Vater das Kinn rein und sprach pathetisch: ›Johannes soll er heißen, jedoch kein Hase sein.‹ – *Die Elixiere des Teufels. Lebens-Ansichten des Katers Murr. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgaben unter Hinzuziehung der Ausgaben von Carl Georg von Maassen und Georg Ellinger, mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel und Anmerkungen von Wolfgang Kron sowie mit den Illustrationen von Theodor Hosemann zur ersten Gesamtausgabe von 1844/45. München 1961, S. 370.*

Hoffmann hatte zeitlebens mit zwei Welten zu kämpfen, der philiströs-bürgerlichen und der des Künstlers, einer äußeren und einer inneren. Daß die Äußere befremdlich auf ihn wirkt, erhellt bereits die Menschwerdung seines zweiten Ich in der künstlerischen Sphäre, nämlich die seines

## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

unvergleichlichen Johannes Kreisler. Es ›wurde einer geboren, der hatte ein Gesicht und Hände und Füße«, das will sagen, daß wir es hier mit einem alltäglichen Vorgang zutun haben. Doch von außen dringen Albernheiten und Groteskes auf einen ein. Albern ist, daß das Bekleckern mit Erbsensuppe zum Lachkrampf einer Wöchnerin führt, die gerade unter Lebensgefahr und großen Schmerzen ihr Kind zur Welt brachte. Und grotesk ist natürlich, daß ein anwesender Lautenist kein Wiegenlied, sondern eine irrwitzig schnelle hindustanische Akkordfolge abzupft, die nicht nur ein Neugeborenes verrückt macht – einen *Murki* eben.

Schicksal des kleinen Ernst ist, daß er nicht nur einen Juristen zum Vater hat, sondern auch einen Alkoholiker, was seine Mutter in übertriebene Pedanterie, Putzsucht und Weinkrämpfe treibt. Die Eltern trennen sich, als Ernst vier Jahre alt ist: der ältere Bruder Karl wird dem Vater, er der Mutter zugesprochen, die mit ihm zu ihren El-

tern zieht. Die vermieten eine Dachwohnung an die wahnsinnige Mutter Zacharias Werners, der später ein recht erfolgreicher Dramatiker wird. Sein Stück *Der vierundzwanzigste Februar* erfährt 1809 eine private Uraufführung im Haus der Madame de Staël und 1810 eine öffentliche, bei der Goethe den Spielleiter macht. Zacharias ist acht Jahre älter als Ernst, und die beiden haben weder als Kinder noch im späteren Leben engeren Kontakt gehabt; nur die durch das Haus in der Königsberger Poststraße hallenden Schreie der irren Mutter Werner verbinden sie.

Noch ein weiterer Gegensatz zwischen Innen und Außen wird Hoffmann ein Leben lang belasten, der Reichtum seiner Begabung und unbegrenzten Phantasie in ihm und sein Äußeres, mit dem er alles andere als zufrieden ist. Gewiß verstärkte sich dieser Komplex noch durch die unmittelbare Nachbarschaft eines Mädchenpensionats, von wo dem Gymnasiasten wohl nicht die gewünschte Aufmerksamkeit herübergrüßte.



## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Aufgrund dieser Abneigung seiner körperlichen Verfaßtheit wird Ernst nicht nur zeitlebens einen ausgeprägt bissigen Sinn für menschliche Mißlichkeiten wie bewarzte Nasen, windverwehte Perücken, chronische Blähungen, Stottern, Lispeln und Stockschnupfennasale haben, er wird seine Selbstwahrnehmung auch immer wieder in äußerlich oder durch unangenehmes Verhalten abstoßende Figuren projizieren: den Magister Tinte in *Das fremde Kind* zum Beispiel, den Rat Krespel, den Paten Drosselmeier aus *Nußknacker und Mausekönig*; ganz besonders aber in die Alraunengestalt des *Klein Zaches genannt Zinnober*, zu deren Ausformung er sich wenige Tage vor der eingangs geschilderten Punschrunde bei Chamisso naturkundlichen Rat holt:

Verehrtester Weltumsegler und berühmter Naturforscher! Bitte mir gefälligst folgende Auskunft zu geben! Gehören die sogenannten Wickelschwänze zum Geschlecht der Affen oder nicht vielmehr der Meerkatzen? Wie heißt wohl unter diesem Geschlecht der Wickelschwänze eine besondere Art (die sich etwa durch besondere Häßlichkeit auszeichnet und sehr häßlich ist) mit dem Linnéischen Namen oder sonst? Ich brauche eben einen solchen Kerl! *Brief vom 6. 11. 1818*

Der Angeschriebene steht mit seiner Hilfe nicht an und liefert dem Märchen das Gewünschte:

*Mycetes Beelzebub simia Beelzebub Linnei – niger, barbatus, podiis caudaque apice brunnei – Brüllaffe – Späte Werke. Nach dem Text der Erstausgabe unter Hinzuziehung der Ausgaben von Carl Georg von Maassen, Georg Ellinger und Hans von Müller (Meister Floh), mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel und Anmerkungen von Wulf Segebrecht. München 1965, S. 72.*

Gewissermaßen teilte Hoffmann das Schicksal des Eros, der griechischen Personifikation der begehrliehen Liebe, wie der bei Platon, Diotima in den Mund gelegt, geschildert wird:

Als des Poros [Findigkeit, Reichtum] und der Penia [Armut] Sohn ... ist er immer arm und bei weitem nicht fein und schön, wie die meisten glauben, vielmehr rau, unansehnlich ... und ist der Natur seiner Mutter gemäß immer der Dürftigkeit Genosse. Und nach seinem Vater wiederum stellt er dem Guten und Schönen nach, ist tapfer, keck und rüstig, ... bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch hinsterbend, doch aber wieder auflebend nach seines Vaters Natur. – Platon: *Symposion 203c-e*. In: *Sämtliche Werke, Bd. 2, in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher hrsg. von Walter F. Otto, Ernesto Grassi und Gert Plamböck. Hamburg 1957, S. 233.*

Und so ist er auch in seinem Verhältnis zu Frauen immer hin- und hergerissen zwischen ihrer

## *Serapion und die Duplizität* Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Idealisierung wie im Fall seiner ohnehin etwas zu jungen – sie fünfzehn, er fünfunddreißig – Bamberger Klavierschülerin Julia Mark, und Geringschätzung wie gegenüber seiner mehr als rundlichen Gattin Maria Thekla Michalina, der jene Eigenschaften ganz und gar fehlten, die der Polin nach dem Zeugnis der Operette eignen.

Was Hoffmann zur Bewältigung dieser Duplizität von innerer und äußerer Welt verhilft und ihn vor dem Abgleiten in autistische Selbstversenkung oder gar, wie im Fall des Protagonisten seiner Erzählung *Der Sandmann*, selbstzerstörenderen Wahnsinn bewahrt, ist sein unerschütterlicher Wirklichkeitssinn.

Aus diesem Grunde, weil Hoffmann sich auf den Boden der Wirklichkeit stellte, sagte schon Heine, er sei ein größerer Dichter als der poetischere Novalis. Er wußte seine ›hohen Phantasien‹ bis zu einem gewissen Grade wenigstens ›als einen festen Einschlag kühn und stark in das irdische Leben einzuweben.‹ – Ricarda Huch: *Ausbreitung und Verfall der Romantik*. Leipzig 1902, S. 213.

Das zeigt sich auch in der strikten Trennung von bürgerlichem und künstlerischem Beruf, von

dem des Juristen also, und dem des Dichters. Nie erlag er der Versuchung, den einen oder anderen Fall, der auf seinem Schreibtisch landete, als Erzähler, wenn auch anonymisiert, zu verwerten, was doch durchaus nahegelegen hätte. Tagsüber war er der unbestechliche preußische Beamte, dessen Zuverlässigkeit und Genauigkeit höchstens von seinem Gerechtigkeitsinn suspendiert wurden, so zum Beispiel, als er, in die *Immediat-Commission zur Ermittlung hochverrätherischer Verbindungen und anderer gefährlicher Umtriebe* berufen, beim preußischen Justizminister mehrfach für den ›Turnvater‹ Friedrich Ludwig Jahn eintrat, der ohne jeden Nachweis irgendwelcher Vergehen fast ein Jahr auf der Festung Küstrin einsitzen mußte.

### **Das serapiontische Prinzip in Anwendung**

Das serapiontische Prinzip wurde freilich nicht in einem Arbeitskreis der Serapionsbrüder ausgetüftelt, sondern bereits in Hoffmanns erster

## *Serapion und die Duplizität* Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Novelle meisterhaft angewendet, seinem *Ritter Gluck* aus dem Jahre 1809, den er am 12. Januar selbigen Jahres dem Herausgeber der angesehenen *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* anbietet:

Ich wage es einen kleinen Aufsatz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt, mit der Anfrage beyzulegen, ob er wohl in die Musik[alische] Zeitung aufgenommen werden könnte? – E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. Gesammelt und erläutert von Hans von Müller. Zweiter Band: Der Briefwechsel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel). Erstes Heft. Berlin 1912, S. 63.

Der Inhalt läßt sich schnell zusammenfassen: Der Erzähler sitzt in einem Berliner Gartenlokal und ärgert sich über das grottenschlecht dargebotene Freiluftkonzert. Als sich am Nachbartisch ein Gast ebenfalls kritisch bemerkbar macht, entwickelt sich ein angeregtes Gespräch über Kunst im Allgemeinen und die Musik im Besonderen, wobei das zeitgenössische Berliner Kulturleben übel wegkommt. Bei diesem wie auch folgenden Treffen, die allesamt plötzlich beginnen und ebenso unvermittelt enden, beeindruckt der Fremde durch eine ungewöhnliche

Vertrautheit mit den Werken des Komponisten Christoph Willibald Gluck, er spielt und singt sogar einige Passagen aus dessen Opern unserem Erzähler in nicht zu überbietender Meisterschaft vor. Als dieser ihn endlich nach seinem Namen fragt, antwortet er, er sei der Ritter Gluck, womit die Novelle endet.

Interpretationsversuche und vor allem Ansätze zur Entlarvung des sonderbaren Gluckomanen blieben lange Zeit unbefriedigend, obwohl die verdienstvollen Forscher Hans von Müller und Georg Ellinger einleuchtende Argumente vorlegten.

Dabei spalten sich die Meinungen in zwei Parteien. Die eine hält ›Ritter Gluck‹ für einen partiell Wahnsinnigen, von der fixen Idee besessen, der Komponist Gluck zu sein. Begründet wird diese Auffassung mit Hoffmanns Hinweis auf eine wirkliche Begebenheit in Berlin (Briefwechsel, Bd. 2, S. 63); mit der zeitlichen Tatsache, daß Gluck bereits 20 Jahre tot ist, als die Begegnung stattfindet; durch Vergleich mit Hoffmanns späteren partiell wahnsinnigen Künstlergestalten wie Serapion, Berklinger, Kreisler. Die andere Partei, angeführt von Ellinger, hält den ›Ritter Gluck‹ für einen Revenant, eine geisterhafte Reinkarnation des Komponisten und begründet das: vom Äus-

*Serapion und die Duplizität*  
Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

ALLGEMEINE  
MUSIKALISCHE ZEITUNG.

Den 15<sup>ten</sup> Februar.

N<sup>o</sup>. 20.

1809.

*Ritter Glück.*

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Strassen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. s. w. durch die Linden, nach dem Thiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bey Klaus und Weber besetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Mad. Bethmann, ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat und böse Groschen u. s. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verstümmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmaticher Fagott sich und die Zuhörer qualen. Dicht an dem Geläuder, welches den Weberschen Bezirk von der Heerstrasse trennt, stehen mehrere kleine, runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freye Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaldeyten Orchesters: da setze ich mich hin, und überlasse mich dem leichten Spiel meiner Phantasie, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissen-

11. Jahrg.

schaft, über Kunst, über alles, was dem Menschen am theuersten seyn soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bey mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verschleuchen. Nur das erwünschte Trio eines höchst niedertrachtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte, und des Fagotts schnarrenden Grundbass allein höre ich; sie gehen auf und ab fest aneinander haltend in Oktaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche rasende Musik! die abscheulichen Oktaven! — Nehen mir murmelt es: Verwünschtes Schicksal! schon wieder ein Oktavenjäger!

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, dass, von mir unbemerkt, an demselben Tische ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie sah' ich einen Kopf, wie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloss sich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beynahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über fünfzig seyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Kontrast mit dem ge-

seren her (altmodische Kleidung, plötzliches Auftauchen und Verschwinden des Unbekannten, gespenstisches Zimmer); mit Hoffmanns musikkritischen Absichten einer Verherrlichung Glucks, dessen Geist in Berlin vergessen ist; vor allem aber mit der seltsamen Tatsache, daß der Fremde Gluck ›gleichsam in höherer Potenz‹ (Briefwechsel, Bd. 1, S. 32) wiedergeben kann – wie es eigentlich nur dem Komponisten selbst möglich ist. – Christa Karoli: ›Ritter Gluck‹. Hoffmanns erstes Fantasiestück. *Mitteilungen der E. T. A. Hoffmann-Gesellschaft* 14 (1968), S. 1-17. Nachdruck in: E. T. A. Hoffmann. Hrsg. v. Helmut Prang. *Wege der Forschung* Band 486, Darmstadt 1976, S. 335-358. Hier: S. 343f.

So weit ich blicke, war es Jochen Schmidt – *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945. Bd. 2, Darmstadt 1985 [zitiert: Schmidt]* –, der als Erster das serapiontische Prinzip auf den *Ritter Gluck* anwendete und diesen als

eine Projektion des in der Erzählung selbst auftretenden Ich-Erzählers – *Schmidt, S. 13*

ausmachte. Diese Erkenntnis war an sich nicht abwegig, denn Hoffmann gibt aufmerksamen Lesern durchaus Hinweise, so zum Beispiel den, daß er sich in einer Gartenwirtschaft gern abseits vom größten Getriebe ein Plätzchen sucht,



## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

wo er seiner Phantasie freien Lauf lassen kann, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, über Kunst, über alles, was dem Menschen am teuersten sein soll, spreche. – *Fantasie- und Nachtstücke. Nach dem Text der Erstdrucke, unter Hinzuziehung der Ausgaben von Carl Georg von Maassen und Georg Ellinger, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Walter Müller-Seidel, mit Anmerkungen von Wolfgang Kron und den Illustrationen von Theodor Hosemann zur ersten Gesamtausgabe von 1844/45. München 1960 [zitiert: *Fantasiestückel*, S. 14.*

Ganz die Vorgehensweise des Eremiten Serapion also, dessen Vorstellungskraft einen Dante oder Ariost zu sich zwingen konnte. Den serapiontischen ›Hebel‹ – vgl. Seite 26 unseres Heftes – bilden im vorliegenden Fall die schlechte Musik und der dazu passend gereichte Ersatzkaffee, womit wir wieder bei der ›Wirklichkeit‹ wären:

Hoffmanns Erdendasein verzeichnet drei Berliner Aufenthalte: den ersten 1798–1800 durch Ernennung seines Onkels zum Obertribunalsrat, dem er als Referendar folgte; den zweiten 1807–1808 nach Verlust seiner Stelle in Warschau wegen Besetzung der Stadt und Aufhebung der preußischen Verwaltung durch die Franzosen;

den dritten 1814 bis zu seinem Tode 1822 nach Wiedereintritt in den Staatsdienst und seiner Ernennung zum Kammergerichtsrat. Der *Ritter Gluck* gehört in die zweite Berliner Zeit – und damit in die der von Napoleon 1806 angeordneten Kontinental Sperre, die auch die Berliner von vielen Kolonialwaren abschnitt.

Doch nicht nur der Muckefuck ist Realismus, die Erzählung hebt auch ganz unromantisch an:

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. – *Fantasiestücke, S. 14*

Die Mitteilung einer örtlichen meteorologischen Gegebenheit als Auftakt hat nichts von ›Es war einmal‹ oder ›Zu einer Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat‹, ist aber für Hinz und Kunz Anlaß, noch einmal den Tiergarten und dort die Gartenwirtschaften von Klaus und Weber – beide sind für das frühe neunzehnte Jahrhundert ›in den Zelten‹ des Tiergartens belegt(!) – zu besuchen, wo man sein Getratsche von einem Frei-

*Serapion und die Duplizität*  
Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---



**Tiergarten: In den Zelten**  
Aquatinta um 1820

luftkonzert lautmalerisch begleiten lassen kann, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatischer Fagott sich und die Zuhörer quälen. – *a. a. O.*

Schlimm für Hoffmann ist, daß die trubelnde Menge gar nicht gequält wird, weil sie nicht zuhört. Dabei handelt es sich nicht durchweg um Banausen, denen Musikalität nicht in die Wiege gelegt wurde. Ganz im Gegenteil: viele sind gerade wegen des Konzertes gekommen. Ihr Frevel liegt darin, die Musik als bloße Hintergrundbeschallung ihrer Geselligkeit zu mißbrauchen oder sich von ihr erholsam berieseln zu lassen. Und der Frevel der Musiker ist es, dem zu dienen und die Kunst zu prostituieren. Nur Robert Schumann wird ähnlich harsch mit dem musikalischen Philistertum ins Gericht gehen wie Hoffmann.

Letzterer hat am Rande des Weberschen Gartens ein ruhiges Plätzchen gefunden und wartet auf mögliche Gäste seiner Phantasie. Er wird auch bald eines älteren Mannes gewahr, der sich als

## *Serapion und die Duplizität* Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Musikkenner erweist, aber auch abseits alles Ätherischen als Wahlverwandten Hoffmanns zu erkennen gibt:

Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Düten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rotem Wein aus einer Viertelsflasche an. – a. a. O.

Doch nicht nur hierzu schätzt er den Rotwein, und als Hoffmann, da es kühl geworden, anregt, sich in das Gasthaus zu begeben und dort die Flasche zu leeren, geht er gern darauf ein:

Ein guter Vorschlag. – Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsere Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut. – a. a. O., S. 17.

Der geheimnisvolle Fremde fragt seinen Gesellschafter, ob er schon komponiert habe, was der bejaht, zugleich aber betont, mit seinen Werken nicht zufrieden gewesen zu sein – Hoffmann beginnt mit dem *Ritter Gluck* ja tatsächlich seine literarische Karriere.

Von dieser Selbstkritik ist der Fremde angetan, da sie gehöriges Talent verrate; Stümper seien

stets von sich und ihrer Begabung überzeugt.

Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich alle herum, und jauchzen und schreien: ›Wir sind Geweihte! wir sind am Ziel!‹ – Durchs elfenbeinerne Tor kommt man ins Reich der Träume: wenige sehen das Tor einmal, noch wenigere gehen durch! – Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter – eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen: nur hinter dem elfenbeinerne Tor sind sie zu finden. – *a. a. O.*, S. 18.

Doch selbst in dieser Sphäre trennen sich Spreu und Weizen, denn viele bleiben in diesem Reich gefangen, leiden an Realitätsverlust –

sie zerfließen im Traum – sie werfen keine Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume – sie kommen zur Wahrheit – der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unausprechlichen! – Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Akkorde, Sternen gleich, herabschießen und Euch mit Feuerfaden umspinnen. – Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis sich Psyche emporschwingt in die Sonne. – *a. a. O.*

Der Alte hat sich in Begeisterung geredet, erzählt von seiner eigenen Reise in das Reich der Träume, einem großen hellen Auge, das in eine Orgel blickt, auf daß die Pfeifen lieblich zu tö-

## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

nen beginnen, seinem Kampf mit den Riesen Grundton und Quinte – und der dazwischen tretenden Terz, die alles rettet. Das läßt ihn derart in Verzückung geraten, daß er jäh aufspringt und ohne Gruß beschwingt den Raum verläßt.

Der Erzähler beschließt daraufhin, in die Stadt zu gehen, wo er den Sonderling in der Nähe des Brandenburger Tors wiedertrifft. Auf die Frage, warum er ihn so plötzlich verlassen habe, antwortet dieser: ›Der Euphon fing an zu klingen.‹ Dieses euphonische Klingen ist eine Offenbarung der Urharmonie, vollkommene Musik schlechthin, wie sie nur innerlich erlebt werden kann, und nur in den seltenen Momenten reiner Begeisterung. Jede theoretisierende Aussage und jede vorstellbare persönliche Repräsentanz der Musik muß in einem solchen Moment aufhören – die sonderbare Erscheinung hört zu sprechen auf und verschwindet. Erst nachdem sich das Ich, das dies alles nur in sich selbst erlebt, vom Höhepunkt inneren Erlebens wieder etwas entfernt hat, was durch das Hinausgehen in die Stadt symbolisiert wird, setzt der plastisch vorstellende Projektionsmechanismus wieder ein. Aus der ›Dunkelheit‹ kommt ihm der Musiker wieder entgegen. – Schmidt, S. 12 f.

Man kommt nun auf drei Opern und ihre üblen Inszenierungen zu sprechen, den schon mehrfach erwähnten Mozartschen *Don Giovanni* sowie Christoph Willibald Glucks *Iphigenia in Tauris* und *Armida*. Alle drei wurden in der fraglichen Zeit

tatsächlich in Berlin gegeben: *Don Giovanni* am 28. August und 25. September, *Iphigenia in Tauris* 29. September und 2. November 1807, *Armida* 3. Januar, 19. Februar und 28. März 1808. Unser musikalischer Enthusiast wird alle sieben Aufführungen besucht haben.

Und an den Freund aus ABC-Schützen-Tagen, Theodor Gottlieb von Hippel, jenen Hippel, der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den berühmten *Aufruf an Mein Volk* verfaßte, schreibt er am 12. 12. 1807, daß

ich wieder tief, tief in das Studium alter Meisterwerke, von denen ich hier die Partituren auftreiben konnte, gerathen bin. Du kannst Dir überhaupt nicht denken, mein einziger Freund, was ich hier in B für ein stilles zurückgezogenes Künstlerleben führe. In meinem kleinen Stübchen, umgeben von alten Meistern, Feo, Durante, Händel, Gluck, vergesse ich oft alles, was mich schwer drückt, und nur, wenn ich Morgens wieder aufwache, kommen alle schweren Sorgen wieder! – *E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. Gesammelt und erläutert von Hans v. Müller. 1. Bd.: Hoffmann und Hippel. Berlin 1912, S. 222f.*

Da fällt also auch der Name Gluck. Dessen gar zu schändlich verhunzte *Armida* führt zur letzten



## *Serapion und die Duplizität*

Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Begegnung mit dem sonderbaren Fremden und dessen Identifizierung. Hoffmann kommt am Theater vorbei, hört das Orchester und zugleich seinen Bekannten, der, an eines der Fenster gelehnt, mit spöttischen Bemerkungen den Opernabend begleitet. Er will ihm eine unterhaltsame Alternative in seinem ›kleinen Stübchen‹ in der Friedrichsstraße bieten – er wohnte damals tatsächlich Friedrichsstraße 179 –, doch geht der andere nicht darauf ein: der will ihn vielmehr bei sich zuhause die wahre *Armida* hören lassen, zumindest die Ouvertüre und die Schlußzene,

beides in größter Begeisterung und zugleich Vollkommenheit. Im Horizont des serapiontischen Prinzips heißt das nichts anderes, als daß der Anstoß, den das Erzähler-Ich an einer miserablen Gluck-Aufführung nimmt – dies ist der ›Hebel‹ aus der ›Außenwelt‹, der seine Phantasie ›in Bewegung setzt‹ –, die Gegenvorstellung einer wirklich guten, ja idealen Aufführung von Glucks Werk provoziert. Noch mehr: es entsteht die weitergehende Vorstellung, wie wohl Gluck selbst sein Werk gespielt haben würde. Denn der genialische Musiker verwandelt sich erst jetzt in die Gestalt des Ritters Gluck. Erst indem das Erzähler-Ich Glucksche Musik real hört (am Opernhaus), profiliert sich die serapiontische Projektion zur Gestalt Glucks selbst. Bisher, wo sich das Erzähler-ich nur allgemein über die triviale Musikkultur erregt hatte, war auch die Gegen-Projektion allge-

mein geblieben: es handelte sich nur um einen ideal engagierten Musiker, der von Anfang an eine Neigung zu Glucks Musik zeigt (was »serapiontisch« auf die musikalische Vorliebe des Erzähler-Ichs für Gluck hinweist). – *Schmidt, S. 16.*

Betreten wir nun die Wohnung des Sonderlings:

Altmodisch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse, und ein breiter, schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehn verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Klavier, auf demselben ein großes Dintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastriertes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Komponieren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts geschrieben sein mußte; denn ganz vergilbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Dintenfaß. – *Fantasiestücke, S. 22.*

Mit dieser Zeichnung tritt die Projektion, bevor noch die Klimax erreicht ist, bereits sachte ihren Rückzug an. Die nächste Stufe bilden Folianten, deren Rücken die Namen Gluckscher Opern tragen, allesamt aber nur leere Blätter enthalten. Aus dem Band mit der Aufschrift *Armida* spielt der Alte nun die Ouvertüre

herrlich und meisterhaft, mit vollgriffigen Akkorden, das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouvertüre anhebt, fast ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viele neue geniale Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs. – *a. a. O., S. 23.*

*Serapion und die Duplizität*  
Zu E. T. A. Hoffmanns 200. Todestag

---

Auch im zweiten Teil dieses Privatkonzertes, der Schlußszene,

wich er merklich von dem eigentlichen Original ab: aber seine veränderte Musik war die Glucksche Szene gleichsam in höherer Potenz. ... Alle meine Fibern zitterten. Ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: ›Was ist das? Wer sind Sie?‹ – a. a. O., S. 23f.

Entscheidend ist nun, daß der Fremde nicht einfach seinen Namen nennt, sondern zunächst mit der Lampe ins Nebenzimmer geht und den Erzähler im Finstern läßt. Nach beinahe einer Viertelstunde erscheint er wieder, aber

in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand – a. a. O.

und sagt feierlich: ›Ich bin der Ritter Gluck!‹

Dadurch, daß er die zeitgenössische Kleidung ab- und das altertümliche Kostüm anlegt, löst er sich vom Ich des Erzählers, wird nur mehr bloße Erscheinung aus einer besseren Vergangenheit und erlaubt seinem Schöpfer, seine Phantasie wieder ›in das irdische Leben einzuweben‹ und so die Dualismen in der Einheit zu versöhnen. ▪

# HERMANN CLAUDIUS

---

Im Juni nachmittags.  
Ich las.  
Und mir zu Füßen horchten  
Wandervogel im grünen Gras.

Da flog aus blauem Himmel über uns  
die Wiesenweihe jählings her,  
die schönen Flügel weiß gebreitet.

Und ich erschrak.  
Und alle Horcher mit.  
Und alle schauten.  
Mir schwieg das Wort im Mund.  
Noch einmal zog die Weihe  
ihre Bahn  
dicht über uns.  
Dann war sie fort.

Ich sprach wohl weiter  
anders wie zuvor.  
Und alle horchten  
anders wie zuvor.  
Denn über uns war immer noch  
im Blauen  
der seltene Vogel  
immer noch zu schauen.

# IMPRESSUM

---

Glauben und Wirken  
Zentralorgan des Bundes Deutscher Unitarier e.V.

Anschrift der Geschäftsstelle  
Ralf Kaiser, Postfach 100603, D-69446 Weinheim  
✉ post@deutsche-unitarier.de

Verantwortlich i. S. d. P.  
Stefan Kaus

Erscheinungsweise  
vierteljährlich  
zum Jahreszeitenbeginn

Preis einschließlich Versand  
Einzelheft 9,50 € Jahrgang 36,- €

Spenden- und Beitragskonto  
Bund Deutscher Unitarier e.V.  
Volksbank Mittelhessen  
IBAN DE89 5139 0000 0007 3436 04  
BIC VBMHDE5F

Gestaltung + Druck  
KausWirtschaftsinformatik  
Beinstraße 32, D-65366 Geisenheim  
☎ +49 6722 4977718 ✉ stefan@kaus.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht  
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.



ISSN 1862-7218